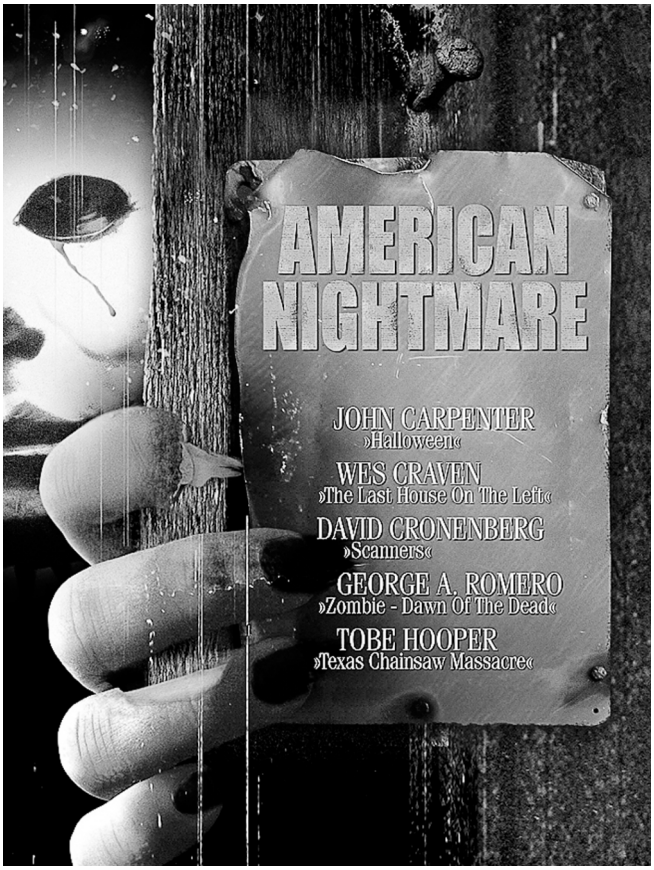
Julia B. Köhne

Is it only a movie? Angstrepräsentationen und -transformationen in Horrorfilmen der 1960/70er Jahre

Durch die Inszenierung von Angstwissen und Modellierung populärer Angstskripte erzeugen Horrorfilme eine kritisierende Kraft. In der Übersetzung (inter)nationaler Alpträume in den Film werden die Elemente „real“ und „reel horror“ auf komplexe Weise miteinander verschaltet. Die Geschichte des Horrorfilms der 1960er und 1970er Jahre ist eng mit der Rezeption und Kommentierung kultur- und zeitgeschichtlicher Ereignisse verbunden, die die ‚Realität‘ und das Imaginäre US-amerikanischer Gesellschaften und das anderer westlicher Nationen prägten. Dabei waren beispielsweise folgende traumatische Erfahrungen und Gewalt darstellende Bilder des kollektiven Gedächtnisses für den Horrorfilm künstlerisch präfigurativ: Der Vietnamkrieg und im Besonderen das Massaker von My Lai (1968) – als (in)direkte Erfahrungen oder in medialisierter Form – werden in Horrorfilmen wie „The Last House on the Left“ 1972 oder „The Texas Chain Saw Massacre“ 1974 umgewandelt und verhandelt. Militärstrategische Fachtermini werden auf den Horrorfilm bzw. seine Analyse übertragen: Vokabeln wie „free-fire-zone“ und „search and destroy“ werden als filmdramaturgische Prinzipien übernommen; mit dem Begriff „body count“ wird nicht nur die Zahl der Opfer im Vietnamkrieg benannt, sondern auch die Anzahl der Toten in Horrorfilmen. ‚Reale‘ Verletzungs- und Tötungsarten werden in bildliche Rhetoriken des filmischen Speichermediums eingespeist – z.B. der Stirnschuss (Tötungsmethode des schwarzen Protagonisten in „Night of the Living Dead*“,* 1968), die Protestform der Selbstverbrennung („The Crazies*“,* 1973) oder der „vergewaltigte Schoß“ („Day of the Woman*“,* 1978 und „Casualties of War*“,* 1989).

Das verschlungene Gewebe der beiden Sphären (Horror)Film- und Historie („The American Nightmare*“,* 2000) lässt sich als reflektierendes, zerrspiegelndes und transformierendes Übersetzungsverhältnis beschreiben, bei dem die Filme ‚reale‘ Elemente wie politische und kulturelle Effekte von Kriegen und anderen kollektiven Gewalttraumata sowie diffuse, ungerichtete individuelle und kollektive Ängste auf die Mikroebene, auf Figurationen und Situationen des Plots transponieren. Durch die Konkretion werden einige Gewaltkulturen allererst sichtbar und damit potentiell ins kollektive Gedächtnis integrierbar gemacht. Gerade in ihrer künstlerischen Entstellung/Verfremdung werden die genannten Vorfälle in spezifischer Weise

erkennbar und deutbar, kritisierbar und verhandelbar. Und umgekehrt: Von den fiktionalisierten Angstrepräsentationen dieser Zeit lässt sich auf (dysfunktionale) soziale und nationale Selbstwahrnehmungen und -entwürfe in Bezug auf die Realisierungs- und Verdrängungsleistungen sowie Verarbeitungsweisen von Angst und Gewalt rückschließen.



„The American Nightmare“, GB/ US 2000,
© EPIX 2010

Die Filme liefern zum einen gesellschaftskritische Spiegelungen und seismographische Diagnosen und erweisen sich als Instrumente symptomatologischer (Parallel)Geschichtsschreibung. Zum anderen kreieren sie – verstanden als Fiktionsressourcen – mögliche kreative und kommunikative Auswege aus Angstszenarien und potenzielle Strategien gegen Gewalt. In näheren Analysen der Horrorfilme wird deutlich, dass Angst der Grund für intellektuelle und physische Aktionen sein kann, also immer auch Antrieb für Wissens- und Handlungsproduktionen ist.